

«In Zürich nahm das Geschriebene wie von selbst Gestalt an», sagt der südamerikanische Schriftsteller Carlos Fonseca. Lateinamerika trifft Limmat — wie der «Writer in Residence» die Stadt während eines Winters wahrgenommen hat.

Carlos Fonseca 01.03.2026, 05.30 Uhr ⌚ 5 Leseminuten



Zürich ist mehr als ein Postkartenidyll.

Til Buergy / Keystone

Ein Buch war mein ständiger Begleiter während meines Aufenthalts in Zürich: In «Outsider Everywhere» erzählt die Schriftstellerin Mercedes Halfon von der Zeit des polnischen Autors Witold Gombrowicz in ihrem Heimatland Argentinien.

Das Buch war eine Art Visum, mit dem ich als Autor aus der Karibik meine Anwesenheit in nördlichen Gefilden legitimieren konnte. Und wann immer mich ein Gefühl von Unwirklichkeit beschlich, dachte ich an Gombrowicz und erinnerte mich gleichzeitig an die mir vertrauten Worte Italo Calvinos: «Der ideale Ort für mich ist derjenige, an dem es am natürlichsten ist, als Ausländer zu leben.»

Diese Worte haben früh in mir einen Widerhall gefunden, denn ich hatte mich überall fremd gefühlt, so wie Gombrowicz in Halfons Buch. Das begann schon kurz nach meiner Geburt in Costa Rica, als wir nach Puerto Rico zogen, in das Heimatland meiner Mutter. Damals nahm für mich eine Art unendliche Reise ihren Lauf, die mich in die Vereinigten Staaten und weiter nach England führte.

Ich finde mich im Gedanken Calvinos wieder, dass wir Schriftsteller überall Ausländer sind. Wir sind Fremde, die mit den Einheimischen zusammenleben, sich in ihrem Alltag und Rhythmus einfügen, ohne ganz darin aufzugehen. In diesem Sinn war Zürich mit seinem unaufdringlichen Rhythmus und dem jeden Besucher willkommen heissenden See ein ungemein gastfreundlicher Ort für mich.

Schon immer hatte ich ein Faible für die Geschichten von Europäern, die in Lateinamerika umherirrten. Gombrowicz zum Beispiel war im Sommer 1939 an Bord des Transatlantikkreuzers «Chrobry» in Buenos Aires angekommen und fast ein Vierteljahrhundert geblieben. Was als Vergnügungsreise begonnen hatte, wurde durch den hereinbrechenden Krieg zu einem Aufenthalt, der sein Leben und die argentinische Literatur entscheidend prägte.

Tanzende Flocken

Manchmal stellte ich mir während der Zeit in Zürich vor, wie es Gombrowicz damals ergangen war. Es heisst, er habe das Rückfahrtticket schon in der Tasche gehabt, sei aber, einer lebensrettenden Intuition

folgend, im letzten Moment mit seinem Koffer wieder von Bord gegangen. Ich stellte mir vor, wie die Tage nach dieser am 20. August 1939, kurz vor Kriegsbeginn, getroffenen Entscheidung verlaufen waren. Ich sah ihn mit seinem Koffer durch Buenos Aires irren, das ihm fremd und leicht vorkam, unbelastet von der Schwere, die altbekannten Orten anhaftet.

Aus diesen Monaten des Umherirrens birgt Mercedes Halfon einen Satz, der später in Gombrowicz' Roman «Trans-Atlantik» auftaucht: «Ich habe mir alles wie durch ein Fernglas angeschaut und sah überall Fremdes, Neues und Rätselhaftes.» Das empfinden wir vielleicht alle, wenn wir zum ersten Mal in einer Stadt sind. Während meines Aufenthalts in der Schweiz ist zu diesen Gefühlen noch jenes von Leichtigkeit und einer Art Schwebezustand hinzugekommen. Als würde ich fest auf dem Boden wandeln und zugleich zehn Meter darüber auf einem Drahtseil balancieren.

Dieses Gefühl, in der Schweben zu sein, eine Auszeit zu genießen, überkam mich jedes Mal, wenn ich mich zum Schreiben in ein Zürcher Café setzte und das hektische Alltagstreiben der anderen beobachtete, das ich bestens kannte, das aber jetzt in weiter Ferne war, in Cambridge, wo meine Frau, meine Söhne, meine akademische Tätigkeit und meine Verpflichtungen auf mich warteten. Bei jeder Verantwortung sah ich die Leute kommen und gehen und dachte an die anderen mir sehr vertrauten Worte Italo Calvinos: «Die Literatur der Zukunft wird eine Literatur der Leichtigkeit sein.» Und im Nachhall dieser Worte tauchte in meiner Erinnerung das Bild wieder auf, das mich an diesen Ort geführt hatte: Es war das Bild von herabfallendem Schnee in den Tropen.

Werner Herzog, ein weiterer in Lateinamerika umherirrender Europäer, berichtete in seinem Tagebuch über die Dreharbeiten zum Spielfilm «Fitzcarraldo» von einem Traum, den er mitten im Amazonasgebiet hatte: Er träumte, dass es im Dschungel schneite. Dieses unrealistische, aber ungemein schöne Bild hat mich seitdem nicht mehr losgelassen, und es führt mich zurück zu einer Kindheitserinnerung. Wenn ich mir als Kind den Schnee in seiner unbeschreiblichen Leichtigkeit vorzustellen versuchte, erzählten mir meine Eltern immer eine wahre Geschichte, die einer Erzählung von García Márquez entspringen sein könnte: In den 1950er Jahren überzeugte Felisa Rincón de Gautier, die erste Bürgermeisterin von San Juan, eine amerikanische Fluggesellschaft von der Idee, Schnee mit dem Flugzeug nach Puerto Rico zu

transportieren; Kinder, die noch nie Schnee gesehen hatten, sollten damit spielen können. Ich war fasziniert von der Vorstellung dieser unmöglichen Flocken, ohne mir wirklich ausmalen zu können, wie tragikomisch es sein musste, zu sehen, wie sie schnell in den Händen dieser Kinder schmolzen.

Dadaistischer Flair

Meine Kindheitserinnerung ist zusammen mit weiteren in das Manuskript eingeflossen, an dem ich während meines Winters in Zürich gearbeitet habe. Mein Ansinnen war, die Spannung zwischen der Leichtigkeit und der Schwere, zwischen dem sauberen und dem schmutzigen Schnee, zwischen unseren leichten Träumen und der bedrückenden Realität auszuloten. Ich wollte einen Roman schreiben, der den kurzen Moment festhält, in dem wir glauben, die Schwerkraft existiere nicht. Den Moment, in dem wir, wie Ikarus vor dem Sturz, glauben, wir könnten fliegen.

Zürich mit seinen sich traumgleich bewegenden Trams, seinem magischen See und seinem dadaistischen Flair schenkte mir dazu die nötige Leichtigkeit. Über Monate hinweg lebte ich in diesem Zustand, in dem das Geschriebene wie von selbst Gestalt annahm.

Ende November schneite es dann tatsächlich, und ich musste an die Kinder denken, die in den Tropen gespannt auf den von der Bürgermeisterin versprochenen Schnee gewartet hatten. Die Kinder, die später beim Spielen mit dem Rasierschaum ihrer Väter oder in den Seifenblasen im Waschzuber ganze Schneelandschaften entdecken sollten. Ich dachte an all die in Lateinamerika umherirrenden Europäer und die in Europa umherirrenden Lateinamerikaner und an die Augenblicke, in denen die Welt stillzustehen scheint und sich ein ganz eigener Raum öffnet.

Vielleicht bedeutet Schreiben, zu lernen, diese Welten und Räume zwischen den Zeiten zu bewohnen. Es sind fragile Intervalle, in denen es möglich ist, wie ein Akrobat zu schweben, und in denen die Entwurzelung zu einer Form der Aufmerksamkeit wird und das Fremdsein zu einer neuen Sichtweise führt. In diesem minimalen Akt verliert die Welt für einen Augenblick an Gewicht und wird erzählbar. ■

Der Schriftsteller aus Puerto Rico kommt als «Writer in Residence» nach

Zürich. Und bald fühlt er sich in einen Schwebezustand versetzt.

Carlos Fonseca war letzten Winter als «Writer in Residence» in der Stadt, auf Einladung des Literaturhauses Zürich und der Stiftung PWG. Übersetzung: Sabine Giersberg

Ein Artikel aus der «[NZZ am Sonntag](#)»